



Dr. Helmut Reifeld
ist Leiter des Teams
Grundsatzfragen
im Arbeitsbereich
Internationale
Zusammenarbeit
der Konrad-
Adenauer-Stiftung.

DER VERLUST VON ZENTRUM UND PERIPHERIE

EIN BLICK DER „ANDEREN“ AUF DEN „WESTEN“

Helmut Reifeld

In den Jahrzehnten des Ost-West-Konflikts erschienen die globalen Machtstrukturen in ihrer Bipolarität allgemein bekannt und verständlich. Die anschließende Phase einer vermeintlich unipolaren und maßgeblich von den USA bestimmten Weltordnung wurde zwar schon sehr bald von der Auseinandersetzung über den Aufstieg neuer Weltmächte begleitet, blieb aber dennoch in den neunziger Jahren von dem Vertrauen auf eine neue, stabile Weltordnung geprägt. Während die Entwicklung Chinas schon in den achtziger Jahren auf wachsendes Interesse stieß, finden inzwischen auch Indien und die Gruppe der Schwellenländer insgesamt immer größere Aufmerksamkeit. Dabei trat in der jüngeren Vergangenheit zunehmend die Frage in den Vordergrund, ob mit diesem Aufstieg der „Anderen“ schließlich auch eine Ablösung der Vereinigten Staaten als der führenden Weltmacht einhergehen könnte.

Gerade in der aktuellen Weltwirtschaftskrise erfüllt es viele im Westen mit Sorge, dass der wirtschaftliche und machtpolitische Aufstieg insbesondere Chinas und Indiens, aber auch Brasiliens und Russlands durch diese Krise kaum gebremst wird. Die Reaktionen im „Westen“ auf die Analysen dieser Machtverschiebung sind gespalten und lassen sich in drei Gruppen unterteilen:

- Es gibt das Lager der China-Skeptiker, die geltend machen, dass sowohl angesichts ihrer Machtstellung (militärische

Stärke, Ressourcen, geopolitische Lage) als auch aufgrund ihrer politischen Werte (liberale Demokratie, freie Marktwirtschaft, multilaterale Institutionen) die USA noch auf viele Jahrzehnte hinaus die führende Weltmacht bleiben werden. Als ein aktuelles Beispiel hierfür kann stellvertretend das Buch von Will Hutten, *The Writing on the Wall. China and the West in the 21st. Century*, genannt werden.

- Ein zweites, wachsendes Lager sieht in dem Aufstieg Chinas die größte Herausforderung der amerikanischen Weltmachtstellung. Für sie ist es ein Faktum, dass sich das Gravitätszentrum der Weltwirtschaft unwiderruflich in den asiatisch-pazifischen Raum verlagert hat. Sie weisen vor allem auf die Kraft der chinesischen Industrialisierung hin, der schnellsten und umfassendsten in der Weltgeschichte, die im Wesentlichen aus eigener Kraft erfolgt ist. Sehr eindringlich beschreibt zum Beispiel Martin Jacques in seinem soeben erschienenen Buch *When China Rules the World. The Rise of the Middle Kingdom and the End of the Western World*, inwiefern der aktuelle Aufstieg Chinas sowohl den Schlüssel zur derzeitigen Weltwirtschaftskrise bildet als auch das Ende der westlichen Vormachtstellung in der Welt überhaupt bedeutet.
- Ein drittes Lager hält sich mit Prognosen weitgehend zurück, da sie eine Bewertung von derart umfassenden politischen Entwicklungen nicht für möglich halten, solange das Gewicht vieler Faktoren kaum abschätzbar ist. Hierzu gehören vor allem die Fragen nach dem Charakter von Modernisierung und der Bedeutung von Nationalstaaten im 21. Jahrhundert. Werden hier die Maßstäbe der westlichen Erfahrungen aus den vergangenen zwei Jahrhunderten noch Gültigkeit behalten? Werden für die globalen Machtverhältnisse im neuen die gleichen Kriterien anzulegen sein wie im alten Jahrhundert? Wie werden die Staaten mit den neuen Formen der Multipolarität, der zunehmenden Unübersichtlichkeit und Asymmetrie umgehen? „Bedenkenträger“ dieser Art sind auf dem Buchmarkt weniger profitabel.

In diesem Kontext liegen nunmehr zwei Neuerscheinungen von „Nichtwestlern“ in deutscher Übersetzung vor, die eindeutig dem zweiten Lager zuzurechnen sind und deren Lektüre sich lohnt. Das erste, *Die Rückkehr Asiens. Das Ende der westlichen Dominanz*,¹ stammt von Kishore Mahbubani aus Singapur, der lange Zeit im diplomatischen Dienst seines

Das Ende des Ost-West-Konflikts brachte auch die Ablösung der Bipolarität als globales Ordnungsprinzip. Neue Weltmächte etablierten sich und die Frage kam auf, ob der Aufstieg von Ländern wie China und Indien den Abstieg der USA als Weltmacht bedeuten könne. Kishore Mahbubani sieht in *Die Rückkehr Asiens. Das Ende der westlichen Dominanz* Milliarden Asiaten, die auf dem Weg in die Moderne seien. Der Westen müsse sich entscheiden, was er künftig verteidigen wolle – seine Werte oder seine Interessen. Und er müsse einsehen, dass die Weltgemeinschaft seine Ansichten und Wahrnehmungen keineswegs teile. Fareed Zakaria geht in *Der Aufstieg der Anderen. Das post-amerikanische Zeitalter* schonungsvoller mit dem Westen um, zeigt gar Sympathie. In der kommenden Modernität werde Indien mit seiner „offenen, leistungswilligen und optimistischen“ Gesellschaft und seiner „mustergültig gelebten Säkularisierung“ gewiss gute Chancen habe. Doch die USA seien kein Untergangskandidat. Zwar werde das Land seine Rolle als „liberaler Hegemon“ abgeben, sein Potenzial jedoch mitnichten verlieren.

Landes (u. a. als Botschafter bei den Vereinten Nationen) gearbeitet hat und heute Politikwissenschaft an der National University of Singapore lehrt. Das zweite, *Der Aufstieg der Anderen. Das postamerikanische Zeitalter*,² ist von Fareed Zakaria verfasst, dem aus Indien stammenden Chefredakteur des Magazins *Newsweek International*. Beide Bücher gehören zum spannendsten, was im vergangenen Jahr über den Wandel globaler Ordnungsvorstellungen publiziert worden ist. Und beide Autoren werden den westlichen und den asiatischen Perspektiven und Perzeptionen in gleicher Weise gerecht. Beide kennen sich und kommentieren sich gegenseitig. Aber keines der beiden Bücher kann das andere ersetzen.

EINE NEUE VORHERRSCHAFT IN DER WELT?

Der Geltungsanspruch, den Mahbubani an seine Analyse stellt, ist hoch. Und er vertraut dabei vor allem auf die Richtigkeit seiner Einschätzung der Entwicklung in Ostasien und insbesondere in China. Demnach befinden sich „Milliarden Asiaten“ auf dem Weg in die Moderne. „Hundert Millionen Menschen werden aus den Klauen der Armut befreit werden“ (S.7). Diesen Zugewinn an Wohlstand und neuer Freiheit kontrastiert er durchgehend mit dem aus seiner Sicht überzogenen und anmaßenden Anspruch des Westens, zwischen demokratischen und weniger demokratischen Staaten unterscheiden zu können. Der Westen habe in der Vergangenheit die Demokratie immer sehr selektiv gefördert. Mit Blick auf die Zukunft müssten sich die westlichen Gesellschaften deutlicher als bisher entscheiden, ob sie ihre Interessen oder ihre Werte verteidigen wollen (S. 14). Mahbubani erinnert an die zum Teil triumphale Rezeption, die das Buch von Francis Fukuyama über das „Ende der Geschichte“ in den neunziger Jahren vielerorts gefunden hat. Hierin spiegele sich das „tiefe Verlangen nach dem Glauben“, der globale Machtkampf könne mit dem Triumph des Westens abgeschlossen sein. In Kontrast hierzu skizziert er drei mögliche Zukunftsszenarien:

Das erste und für ihn wahrscheinlichste Szenarium bildet seine Hauptthese, dass eine Milliarde Asiaten in eine „Moderne“

- 1 | Kishore Mahbubani, *Die Rückkehr Asiens. Das Ende der westlichen Dominanz*, 334 Seiten, Propyläen, Berlin 2008.
- 2 | Fareed Zakaria, *Der Aufstieg der Anderen. Das postamerikanische Zeitalter*, 304 Seiten, Siedler Verlag, München 2009.

aufbrechen werden, in der sie erstmals Macht über ihr eigenes Leben gewinnen und eine „massive Demokratisierung des menschlichen Geistes“ erleben werden. Diese bringe ihnen nicht nur materielle Vorteile, sondern vor allem mehr Freiheit des Denkens und weitreichende Möglichkeiten, ihren „Bildungshunger“ zu stillen. Insbesondere die neuen Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten seien die beste Form der Armutsbekämpfung. In Bangladesh zum Beispiel habe die plötzliche Verbreitung von Mobiltelefonen 2005 ein Wirtschaftswachstum von zwei Prozent generiert. Das ist wesentlich mehr als das Land an internationaler Hilfe erhält (vgl. S. 22–35).

Das zweite Szenarium wäre ein Rückzug des Westens in seine „Festungen“. Diesen hält Mahbubani zwar für möglich, aber für wenig erfolgversprechend. Von der Steigerung des Welthandels seit 1950 um das 50-Fache haben vor allem die Länder profitiert, die sich für den Freihandel geöffnet haben. Am Pranger stehen deshalb in erster Linie die Agrarsubventionen in den USA und in Europa, durch die weltweit Entwicklungsmöglichkeiten blockiert werden. Während die Europäische Union im Jahr 2005 rund acht Milliarden Euro für Entwicklungszusammenarbeit aufbrachte, subventionierte sie gleichzeitig ihre eigene Landwirtschaft mit 49 Milliarden Euro, und zwar mit negativen Rückwirkungen auf die Entwicklungspolitik. Nach Berechnungen der Weltbank von 2006 würden durch eine Aufhebung der weltweiten Handelsbarrieren die Entwicklungsländer jährlich mit 142 Milliarden US-Dollar profitieren. Die Gesamtsumme der entwicklungspolitischen Transferzahlungen lag zu dieser Zeit mit etwa 80 Milliarden Dollar etwas mehr als halb so hoch. Langfristig gesehen, kann diese Form des Welthandels seiner Einschätzung nach nicht im Interesse des Westens sein (vgl. S. 35–53).

Am Pranger stehen in erster Linie die Agrarsubventionen in den USA und in Europa, durch die weltweit Entwicklungsmöglichkeiten blockiert werden.

Als drittes bleibt die Option eines dauerhaften Triumphs des Westens aufgrund und kraft seiner politischen Werte. Dies hält Mahbubani für die unwahrscheinlichste Variante, zumal sie aus seiner Sicht auf grundlegenden Fehleinschätzungen basiert. Hierzu gehört an oberster Stelle „der Glaube, dass jede Gesellschaft auf der Welt in jedem Stadium der sozialen und ökonomischen Entwicklung über Nacht unmittelbar in eine liberale Demokratie überführt werden könne“. (S. 56) Dieser Glaube habe Anfang der neunziger Jahre viele im

Westen zu dem Trugschluss verleitet, man habe den „Sieg“ über die Sowjetunion dank der überlegenen eigenen Werte davongetragen. Über den früheren „Ostblock“ triumphiert habe jedoch nicht das politische, sondern das ökonomische System des Westens. Im Unterschied zu Gorbatschow habe Deng Xiaoping dies sehr viel früher erkannt und deshalb zu Recht wirtschaftspolitisch größere Erfolge erzielt als das alte Russland. Wie brüchig der Glaube an die Übertragbarkeit der westlichen liberalen Demokratie auf andere Systeme und andere Gesellschaften letztlich sei, wurde sehr bald im zerfallenden Jugoslawien deutlich. Aber auch die bitteren Erfahrungen 1994 in Ruanda hätten die politisch Verantwortlichen im Westen mehr Zurückhaltung lehren müssen. Die westliche Vorstellung, dass kulturelle Unterschiede keine Rolle spielten und es deshalb politisch unerheblich sei, „dass andere Kulturen anders sind“, habe zu Selbstzufriedenheit und sogar zu „beträchtlicher Blasiertheit“ (S. 59f.) geführt.

Vor dem Hintergrund dieser drei Szenarien ist Mahbubanis Begründungsweg nicht mehr weit zu der Feststellung, dass das Zeitalter der westlichen Vorherrschaft zu Ende gehe. (passim) Er begnügt sich allerdings nicht mit apodiktischen Behauptungen, sondern versucht, die tieferen Ursachen des

Das zentrale Dilemma, in dem aus seiner Sicht der Westen steckt, ist demnach das ungeklärte Verhältnis zwischen Werten und Interessen.

westlichen Machtzerfalls zu erkennen. Das zentrale Dilemma, in dem aus seiner Sicht der Westen steckt, ist demnach das ungeklärte Verhältnis zwischen Werten und Interessen.

Auf der einen Seite dürften die „revolutionären Ideale der Gleichheit der Menschen und der Würde des Einzelnen“ als „große Geschenke des Westens an die Menschheit“ angesehen werden. Auch die „Ausbreitung westlicher Modernität nach Asien“ habe viele positive Aspekte mit sich gebracht. Auf der anderen Seite zeige jedoch gerade der Aufstieg asiatischer Mächte, wie wenig der Westen seine Werte mit seinen Interessen in Einklang zu bringen vermag: Sollen sich die westlichen Staaten „von ihren materiellen Interessen leiten lassen und an ihrer Macht festhalten, oder sollen sie sich von ihren Werten leiten lassen und Macht abgeben oder teilen“? (S. 114f) Dieses Dilemma verleite den Westen immer wieder zu außenpolitischen Entscheidungen, die als Doppelmoral wahrgenommen werden, oder hindere ihn daran, überholte Mythen über Bord zu werfen. Als ein markantes Beispiel für westliche Doppelmoral weist Mahbubani auf das unterschiedliche Verhalten gegenüber Präsident Islam Karimow in Usbekistan und gegenüber Saddam Hussein im Irak hin. Auch

gegenüber Charles Taylor in Liberia, Muammar al-Gaddafi und anderen Diktatoren habe der Westen zu häufig mit unterschiedlichen Maßstäben gemessen.

Die Kehrseite dieser Medaille besteht für Mahbubani darin, dass zu viele westliche Politiker an „Mythen“ festhalten, die seinem kritischen Blick nicht standhalten können. Hierzu gehören zum Beispiel der Mythos „vom Ende der Kolonialära“ oder der von einer „Weltgemeinschaft, die die Ansichten und Wahrnehmungen des Westens teilt“. Einen ähnlichen Einfluss habe nicht zuletzt auch der Mythos, „dass die westliche Kultur den Höhepunkt der menschlichen Kulturentwicklung darstellt“. (S. 137ff) So unverzichtbar diese „Mythen“ für die Legitimation von politischer Macht auch sein mögen, so sehr fordert Mahbubani den Westen auf, ihnen umso mehr Realismus und Pragmatismus entgegenzusetzen. Ein solcher Realismus verlange sowohl das Eingeständnis, „dass der Westen die Welt dominiert und kontrolliert, um seinen eigenen Interessen zu dienen“, als auch die Anerkennung der Tatsache, dass inzwischen 88 Prozent der Weltbevölkerung außerhalb des Westens leben und aufgehört haben, „Objekte der Weltgeschichte“ (S. 140) zu sein.

Auch wenn alle diese Überlegungen nicht neu sind, so werden sie doch von Mahbubani mit einer Freimütigkeit und Eindringlichkeit vorgetragen, die einigen Lesern gelegentlich unter die Haut gehen können und die nach substantziellen Antworten verlangen. Seine „Mahnungen“ lassen sich nicht mit dem Hinweis darauf abtun, dass sie gelegentlich mit unnötiger Häme vorgetragen werden. Aber auch Mahbubanis Analyse ist nicht frei von Interessen und einer bei Entscheidungsträgern aus Singapur häufig anzutreffenden Selbstrechtfertigung.³ Besonders deutlich wird dies bei seinen Relativierungen von Freiheit und Demokratie. Er begründet seine Forderung, dass der „Westen“ endlich aufhören solle, „eine scharfe Trennlinie zwischen ‚freien‘ und ‚unfreien‘ Gesellschaften zu ziehen“, (S. 159) mit einer ausführlichen Differenzierung dessen, was in Ost- und Südost-Asien unter Freiheit verstanden werde. Während der Westen ein sehr „enges,

3 | In einem Interview der FAZ formulierte Singapurs Premierminister Lee Hsien Long, der Sohn Lee Kuan Yews: „Wir glauben nicht, dass das westliche Modell liberaler Demokratie der Höhepunkt menschlichen Strebens ist und die Lösung für die ganze Welt.“ Vgl.: „Europa droht den Anschluss zu verlieren“, in: FAZ, 17. Juli 2009.

Während der Westen ein sehr „enges, eindimensionales“ und viel zu anspruchsvolles Verständnis von Freiheit vertrete, bewerten viele asiatische Gesellschaften Freiheit sehr viel unmittelbarer und bescheidener.

eindimensionales“ und aus seiner Sicht viel zu anspruchsvolles Verständnis von Freiheit vertrete, bewerten viele asiatische Gesellschaften Freiheit sehr viel unmittelbarer und bescheidener. An erster Stelle stehe hier die Freiheit von Not. „In diesem Sinn hat das chinesische Volk

nie größere Freiheit besessen als heute.“ Es folgen die Freiheit in Form von Sicherheit, die Freiheit der Berufswahl und des wirtschaftlichen Wachstums; sodann folgen aber auch die Freiheit von willkürlicher Festnahme und die, seine Regierung zu wählen, auch wenn dies – so schränkt er ein – noch etwas Geduld verlange. (S. 146–166)

Als letztes Argument seiner Analyse dient Mahbubani die Beobachtung des wachsenden Optimismus in der chinesischen Gesellschaft und des zunehmenden Pessimismus in Europa. Dies werde „massive Veränderungen der interkulturellen Landschaft nach sich ziehen“. Während nicht nur die USA, sondern auch die Europäer „besessen“ seien von der „Bedrohung durch den Terrorismus“ und deshalb die Kluft zwischen Europa und Nordafrika immer größer werde, gelinge es den Chinesen, überwiegend gute Beziehungen zu ihren Nachbarn aufzubauen und diese am Wohlstand teilhaben zu lassen. Zum Beispiel seien die chinesischen Hilfeleistungen an die Philippinen inzwischen viermal so groß wie die amerikanischen, und in China studieren heute doppelt so viele Indonesier wie in den USA. Es zeichne sich deshalb immer deutlicher ab, „dass die Asiaten in der Lage sind, eine stabile Weltordnung zu schaffen“. (S. 191, 251 und 254)

KLINGT DER „RUF DER FREIHEIT“ IN ASIEN ANDERS?

Im Vergleich hierzu weist zwar der Tenor des Buches von Fareed Zakaria in die gleiche Richtung, aber seine Urteile fallen in der Regel milder aus. Während er zweifellos den meisten Analysen Mahbubanis zustimmt, klingen seine Thesen in der Regel weniger apodiktisch, er verzichtet bei seinen Vergleichen auf Polemik und seine Ausführungen über die westliche Kultur sowie den amerikanischen „way of life“ bleiben von Verständnis und Sympathie geprägt. Für ihn ist der „Aufstieg der Anderen“ vor allem ein wirtschaftliches Phänomen, das aber auch politische, kulturelle und nicht zuletzt militärische Folgen nach sich zieht. Er setzt nicht so stark wie Mahbubani auf die chinesische Karte, sondern sieht, gerade was die po-

litische Kultur betrifft, ein großes Entwicklungspotenzial in Indien. Für ihn sind nicht allein Wohlstand und Sicherheit ausschlaggebend, sondern es wird die mehrheitlich akzeptierte politische Kultur sein, auf die sich auch in Zukunft die Legitimität jeder globalen Ordnung stützen können muss.

Wirtschaftspolitisch – so Zakarias Eingangsthese – habe die aktuelle Finanzkrise den USA weitgehend die Legitimität entzogen. Das Weltwirtschaftswachstum für 2009 und voraussichtlich auch noch für 2010 werde fast ausschließlich von den Schwellenländern erbracht. Indem globales Wachstum sich zum wichtigsten Machtfaktor unserer Zeit entwickelt, bieten China und Indien nicht nur Wachstumsreserven an, sondern ein „alternatives Entwicklungsmodell“, das vielen Entwicklungsländern neue Orientierungsmöglichkeiten eröffnet. Die beiden entscheidenden Faktoren für diese neuartige Machtposition liegen in der niedrigen ökonomischen Ausgangsbasis und in der großen Bevölkerung. Der Wille der Bevölkerung zu Wohlstand und Erfolg bildet vor allem in China den Motor des Aufstiegs. Und in Indien ist es die Privatwirtschaft, die nicht dank, sondern trotz der nationalen Regierungspolitik als das Rückgrat des wirtschaftlichen Aufschwungs fungiert. Zakaria sieht hierin eine starke Parallele zwischen Indien und den USA: „In beiden Ländern hat die bürgerliche Gesellschaft ihre Vorherrschaft über den Staat durchgesetzt.“ (S. 21f, 55, 135 und 166, 171)

China und Indien bieten nicht nur Wachstumsreserven an, sondern ein „alternatives Entwicklungsmodell“.

Zakarias zentrale Botschaft lautet daher: „Der Weg zur Macht führt über Märkte, nicht über Imperien“. (S. 139) Vor diesem Hintergrund liegt es nahe, dass in seinen Augen die Nationalstaaten zunehmend an Bedeutung verlieren werden. In der neuen globalen Ordnung, die sich bereits jetzt immer stärker herauszubilden beginnt, scheint die Macht von Staaten zunehmend auf andere und neue Protagonisten überzugehen. Die Macht bewegt sich weg von den Nationalstaaten – sie wird nicht anonym, aber pluraler und diversifizierter: „In der postamerikanischen Welt wird es kein Zentrum mehr geben, in das man sich integrieren könnte.“ Gerade in dieser Hinsicht ist Zakaria weniger als Mahbubani auf China als dem Synonym für ein neues „Zentrum“ fixiert und auch nicht nur auf Asien. Die ständige Konzentration auf einen Aufstieg Asiens hält er für irreführend und letztlich auch unsere Vorstellungen von Asien für ein „Konstrukt des Westens“. (S. 31ff, 64 und 117)

Ähnlich wie Samuel Huntington meinen viele, dass Verwestlichung und Modernisierung zwei völlig verschiedene Dinge seien. Demnach müsste der Westen „westlich“ gewesen sein, bevor er „modern“ wurde. Zakaria hält dem entgegen, dass die Modernität nur deshalb eine westliche Gestalt annahm, weil sie mit dem Aufstieg des Westens koinzidierte: Aber diese Verknüpfung war weder zwingend notwendig noch ist sie überzeitlich gültig. In der Welt, auf die wir uns zubewegen, werden ganz „neue Narrative“ entstehen, und diese werden eher Bollywood gleichen als Hollywood. Dies bedeutet, dass die „Modernität“ der Zukunft die Gestalt eines „Schmelztiegels“ haben wird, in dem die Kultur eine dynamische und integrierende Rolle spielen und „der Macht auf den Fersen“ folgen wird. Auch in dieser Hinsicht sieht er gute Chancen für Indien, dessen Gesellschaft ebenso „offen, leistungswillig und optimistisch“ ist wie die amerikanische und sich darüber hinaus durch eine „mustergültig gelebte Säkularisierung“ auszeichnet (S. 116 und 178).

Anders als Mabhubani lässt Zakaria es am Schluss nicht an aufmunternden Worten für die USA fehlen. Offenheit sei immer deren „große Stärke“ gewesen. In den vergangenen Jahren hingegen habe das Land viel an Legitimität eingebüßt.

Der „Aufstieg der Anderen“ werde ein langwieriger Prozess werden, in dem die USA weiterhin eine sehr wichtige Rolle spielen und den sie mitgestalten könnten.

Es sei ein Land geworden, „das sich in Angst verzehrt“ und einigelt. Der „Aufstieg der Anderen“ werde jedoch ein langwieriger Prozess werden, in dem die USA weiterhin eine sehr wichtige Rolle spielen und den sie mitgestalten könnten. Entscheidend hierfür werde sein, dass das Land wieder deutlich und klar seine Prioritäten setze und versuche, allgemeine Regeln durchzusetzen, statt begrenzte Interessen zu formulieren und „jede Unordnung aufräumen“ zu wollen. Vor allem müssten künftige amerikanische Regierungen noch viel mehr lernen, „asymmetrisch zu denken und sich nicht in Fallen locken zu lassen“. Die USA seien nicht mehr der „liberale Hegemon“, der Vorkämpfer für Menschen- und Freiheitsrechte, als der sie in der Vergangenheit erfolgreich waren und worauf ihre Legitimität basierte. Aber dieses Potenzial sei noch nicht ganz verloren gegangen. Und bei der Gestaltung der künftigen globalen Ordnung, die mit einer weiter wachsenden Demokratisierung einhergehen werde, drehe sich „letztlich fast alles um den Kampf der Ideen“. (S. 264–289)

Die Stärke beider Bücher liegt in der Einschätzung von Trends und in der Begründung möglicher Entwicklungen. Angesichts von Überlegungen, bei denen es beiden Autoren um langfristige globale Machtverschiebungen geht, kommen außenpolitische Kernprobleme vergleichsweise zu kurz. Beide behandeln diese nur selektiv und verlieren sich teilweise in unnötig langen, historischen und kulturellen Exkursen. Beide schenken insbesondere den regionalen Konflikten in Asien zu wenig Beachtung, denn die Sicherheitsprobleme, die sich aus der Politik in Nordkorea, in Pakistan und im Iran ergeben, haben nicht nur tagespolitische, sondern auch langfristige machtpolitische Konsequenzen.

Beiden Autoren geht es jedoch weniger um unmittelbare und faktische Machtverschiebungen als um die Auswirkungen, die das Selbstverständnis und das Nachdenken über die eigenen Werte und Interessen auf das Handeln ganzer Völker haben. Der zentrale gemeinsame Tenor beider Bücher liegt in der Beschreibung von Trends, die sich letztlich nicht an einzelnen Zahlen festmachen lassen. Deshalb dürfen wir die Neugestaltung einer künftigen globalen Ordnung und insbesondere die Entwicklung in Asien nicht nur in Wachstumsraten, Devisenreserven und Lohnstückkosten bemessen, sondern es geht vor allem um die Veränderungen von Denkweisen. Und in dieser Hinsicht hat die Erkenntnis von John Maynard Keynes ihre Gültigkeit behalten: „Die Schwierigkeit liegt nicht so sehr in den neuen Gedanken, als in der Befreiung von den alten.“⁴